

gewisse führende Persönlichkeiten des heutigen katholischen Lebens auch etwas bescheidener und vorsichtiger in ihren großen Reden und Kundgebungen machen. Gustav v. Mann

Melita Maschmann: Fazit. Kein Rechtfertigungsversuch. Mit einem Vorwort von Ida Friederike Görres. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart 1963. 244 Seiten.

Mit freundlichem Einverständnis von Lotte Paepcke entnehmen wir den von ihr verfaßten Beitrag Melita Maschmanns „Fazit“, Werdegang und Wandel einer früheren Nationalsozialistin der „Badischen Zeitung“, Nr. 130 vom 7. 6. 1963 und bringen ihn mit Genehmigung auch der Schriftleitung nachfolgend:

Melita Maschmann war BDM-Führerin im Osten und Presse-Referentin in der Reichsjugendführung der nationalsozialistischen Partei. Sie war aktiv beteiligt bei der Austreibung der Polen aus deren Häusern. Später, bei Kriegsende, ging sie zum Werwolf über und hauste mit einer Widerstandsgruppe von zwölf Männern in einer Hütte in den österreichischen Alpen. Nach ihrer Verhaftung und langen Internierung bekam sie wieder eine Stelle als Journalistin, mißbrauchte ihre Informationsmöglichkeiten bei einer Spruchkammer und unterstützte heimlich noch inhaftierte nationalsozialistische Häftlinge. Erst viele Jahre nach dem Zusammenbruch begann sie langsam, sich von ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit zu lösen und Mitbürgerin des heutigen Staates zu werden.

Dies ist der Werdegang Melita Maschmanns, wie sie ihn selbst in ihrem Buch „Fazit“, mit dem Untertitel „Kein Rechtfertigungsversuch“ beschreibt. Das Buch ist bemerkenswert seines dokumentarischen Charakters wegen, den man wohl in allen Einzelheiten unterstellen darf. Aus diesem Grund auch ist die Lektüre eine Belastung für alle die Leser, die keine Nationalsozialisten, die Gegner oder gar Verfolgte waren. Mit Schauer oder Empörung liest man, wieviel Arbeitseifer, wieviel Freude und Begeisterung damals in Aktionen investiert wurden, die anderen Austreibung, Elend und Tod brachten.

Aber in der Herausforderung, die das Buch darstellt, liegt sein Wert. Wenn das Wort von der „Bewältigung“ einen Sinn haben soll, dann ist es hier anzuwenden. Denn zu bewältigen haben wir eben nicht irgendein vergangenes „Es“, von dem wir uns täglich mehr entfernen, und das immer mehr zu neutraler Historie wird. Zu fragen haben wir vielmehr nach uns selbst: jeder einzelne nach sich selbst und nach dem andern. Und Melita Maschmann ist so ein Mitmensch, der sich nun stellt und sagt: „So war ich, so wurde ich, und so bin ich heute.“ Deshalb, ob es uns leicht fällt oder nicht: wir sind verpflichtet, sie zu hören.

Sie stammt aus einem deutschnationalen Elternhaus, in dem, nach 1918, die Trauer um das besiegte Deutschland gepflegt wurde. Mit ihr wuchs sie auf, wogegen die enge Bürgerlichkeit ihres Elternhauses sie in Opposition trieb. In der nationalsozialistischen Partei hoffte sie, ihrem standesgebundenen Leben entrinnen und „das Volk“ finden zu können. Es wurde ihre erste Enttäuschung, daß sie dort keine Arbeiter fand und daß die Partei eine ausgesprochen bürgerliche Bewegung war. Dennoch überwand sie diese und spätere Enttäuschungen in der großen Sehnsucht, ihren eigenen Lebenskreis übersteigen und in einem großen Etwas aufgehen zu dürfen. Im Krieg dann nahm dieses Über-Ich noch greifbarere Gestalt an, und sie brachte jedes Opfer für „Reich, Führer und Vaterland“.

Aus ihren psychologisch klugen und aufrichtigen Schilderungen kann man ablesen, wie durch eine solche Hinaufsteigerung des Daseins auf eine überindividuelle Ebene auch die Geltung normalmenschlicher Gefühle aufhört und eine Perversion des Charakters statt hat. Sie kann den einzelnen über sich selbst hinaufsteigern oder ihn unter sein menschliches Niveau hinabdrücken. Beides ist der Autorin geschehen. Sie hielt unempfindlich den äußersten Schrecken des Krieges stand, bewegte sich unerschrocken in vorderster Front, betreute unter Lebensgefahr Flüchtlinge und Trecks — und sie trieb, einen Kleiderbügel als Drohmittel in der Hand, Polen aus ihren Wohnungen, ließ sie ihre Wagen wieder abladen, wenn sie zuviel

mitnehmen wollten, oder suchte ihre Dörfer heim und zwang sie, Hausrat herzugeben, obwohl sie zu diesen Aktionen noch nicht einmal offiziell befugt war. Dieser Zustand des Außer-sich-selbst-Seins verkehrte ihr Wesen und löschte die Persönlichkeit aus, die sie eigentlich war oder hätte sein sollen. Sie schildert dann ihr Leben im Werwolf, ihre Verhaftung, die Spruchkammerverhandlungen und ihre Internierungszeit. Die Spruchkammern verachtet sie tief, offenbar noch heute. Sie gingen daran, so schreibt sie, „mit ängstlichem Bürokratismus, wichtigtuerisch und treuherzig über die Rolle zu Gericht zu sitzen, die jeder von uns im schauerlichen Welttheater des letzten Jahrzehnts gespielt hatte...“

Uns scheint Kritik aus diesem Grunde und von einer Schwerbelasteten, als die Melita Maschmann angesehen sein will, nicht berechtigt. Die Verfahren hatten, wie wir wissen, ihre schweren Mängel. Aber sie waren der Versuch eines jungen, demokratischen Staates, seine Gegner nicht aufzuhängen oder zu erschießen, sondern gerecht zu richten. Daß aus vielen Gründen dieser Versuch mißlang, wissen wir. Aber den Grundgedanken für absurd zu erklären, weil solche Kleinkrämermethode einer Sache von Welttheaterformat nicht angemessen sei — diese Ansicht ist nicht berechtigt und der Wandlung nicht gewachsen, die die Autorin dann in den folgenden Jahren durchmachte und durch die sie ihre Vergangenheit überwand.

Sie schildert diesen Weg im letzten Teil ihres Buches glaubhaft und überzeugend. Sie begann zu lesen — nachzuholen —, sie setzte sich mit philosophischen und religiösen Fragen auseinander. Menschliche Begegnungen wurden wichtig — mit einem evangelischen Theologen, einer Äbtissin, einer Jüdin. Sie hat es sich nicht leicht gemacht, und man darf daran glauben, daß ihr die Überwindung ihrer Vergangenheit gelang und daß sie heute mit Überzeugung Bürgerin des heutigen Staates ist.

Trotzdem war es gut, dem Buch das Vorwort eines Zeugen voranzustellen: der katholischen Schriftstellerin Ida Friederike Görres. Sie will das Buch abschirmen gegen jede Verdächtigung, daß man es schließlich doch als einen getarnten Rechtfertigungsversuch ansehen könnte. Es erscheint allerdings fraglich, ob Frau Görres' Ausführungen diesem Zweck dienen können. Sie versucht begreiflich zu machen, wieso die Parolen des Dritten Reiches besonders in jungen Menschen Echo finden konnten. „Es habe jeder Mensch den Drang“, so schreibt sie, „seine Wurzeln zu ehren“. Diese Heiligung beziehe sich auf Haus, Landschaft, Boden, in Stufen aufsteigend zu Volk und Nation. Dieser Heiligungstrieb schaffe sich Symbole in Kronen, Fahnen und Königsschmuck, in Stätten, Riten und Festen. Dies alles aber habe der Kult des Individuums dem Menschen genommen. „Ihre Ergebenheit, liebe Melita“, so schreibt Frau Görres, „hat nie eine (Stätte) gehabt. Sie standen in dieser Hinsicht einfach in einer Wüste.“

Mir scheint, eine solche Beschwörung des Mystisch-Mythischen ist in solchem Zusammenhang keine Hilfe. Kein Zweifel, daß etwa die Kultur des Feudalismus Gemeinschaften und Symbole hatte, wie wir sie heute nicht mehr besitzen. Das zwanzigste Jahrhundert hat andere Daseinsformen von Gesellschaft und Einzelnem hervorgebracht, wie sie der heutigen Wirtschafts- und Sozialstruktur entsprechen. Und da können wir den Mythos vom Boden und vom Königsschmuck eben nicht mehr brauchen. Es ist gerade die Leistung der Buchautorin Melita Maschmann, dies erkannt und sich zu einer seelisch-geistigen Haltung durchgerungen zu haben, wie sie heute allein wahrhaftig und angemessen ist. Und es ist das Verdienst ihres Buches, eben dies zu zeigen: daß ihr Weg vom Mystisch-Mythischen weg zum Fragen und zum Denken führen mußte. Frau Görres' Vorstellung, daß „Reich und Kaiser“ nach wie vor Urbilder seien für Deutschland, gestürzte Idole, deren Plätze nun leer seien, und „daß der dunkle ungeheure Drang zur Verehrung und Aufopferung wieder unaufgerufen“ sei, diese Vorstellung scheint mir gefährlich und könnte, mißverstanden, wieder in die Umrüstung durch eine neue Blut- und Bodenmystik führen, vor der Vernunft und Nüchternheit uns bewahren mögen. Es gibt, wie wir wissen, durchaus eine heilige Nüchternheit.